

p

Psychotherapiewissenschaft
in Forschung, Profession und Kultur

Band 25

Anna Jank

Wilde Nordsee: Katastrophen-Erleben auf den Halligen Nordfrieslands

Eine psychoanalytisch-ethnologische Studie



WAXMANN

Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur

Schriftenreihe der
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien

Herausgegeben von Bernd Rieken

Band 25

Die Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien ist die erste akademische Lehrstätte, an der die Ausbildung zum Psychotherapeuten integraler Bestandteil eines eigenen wissenschaftlichen Studiums ist. Durch das Studium der Psychotherapiewissenschaft (PTW) wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Psychotherapie eine hoch professionelle Tätigkeit ist, die – wie andere hoch professionelle Tätigkeiten auch – neben einer praktischen Ausbildung eines eigenen akademischen Studiums bedarf. Das hat zur Konsequenz, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr nicht mehr ausschließlich den Nachbardisziplinen Psychiatrie und Klinische Psychologie mit ihrer nomologischen Orientierung obliegt, sodass die PTW als eigene Disziplin an Konturen gewinnen kann.

Vor diesem Hintergrund wird die Titelwahl der wissenschaftlichen Reihe transparent: Es soll nicht nur die Kluft, welche zwischen Psychotherapieforschung und Profession besteht, verringert, sondern auch berücksichtigt werden, dass man der Komplexität des Gegenstands am ehesten dann gerecht wird, wenn neben den üblichen Zugängen der Human- und Naturwissenschaften auch Methoden und/oder Fragestellungen aus dem Bereich der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften Berücksichtigung finden.

Anna Jank

Wilde Nordsee:
Katastrophen-Erleben auf den
Halligen Nordfrieslands

Eine psychoanalytisch-ethnologische Studie



Waxmann 2019
Münster • New York

Diese Arbeit wurde 2017 von der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien als Dissertation im Fach Psychotherapiewissenschaft angenommen.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Band 25

Print-ISBN 978-3-8309-4010-4

E-Book-ISBN 978-3-8309-9010-9

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2019

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Titelbild: © andrey polivanov – shutterstock.com

Druck: CPI Books, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für meine Eltern Elisabeth und Alfred

Inhalt

Einleitung	9
I Einführung: Wissenschaftstheoretische Ausgangspunkte	11
1 Epistemologische Überlegungen	11
1.1 Von wo aus blicken wir?	11
1.2 In der Welt sein – eine Sinnfeldontologie	14
2 Explikation und Legitimation der Fragestellung	18
3 Methodik und Vorgehensweise	20
4 Weltbilder in der Wissenschaft – Szientismus, Konstruktivismus oder der Anspruch, alles erklären zu müssen	31
5 Erzählforschung und Biographieforschung – Kategorien der Volkskunde? Interdisziplinarität zwischen Bereicherung und Konflikt	41
II Naturräumliche Ausgangspunkte und das Fundament des Friesischen	49
1 Lebensraum Nordsee	50
2 Die Halligen (Landschaftswahrnehmung)	51
3 Das Volk der Friesen	56
3.1 Geschichtliche Entwicklung und Herkunft	56
3.2 Die Friesische Freiheit	58
3.3 Die Friesische Sprache	64
4 Warften oder Deichbau? – Die Domestizierung des Meeres	66
5 Psychodynamische Überlegungen: Identifikation und Bindungsverhalten	70
6 Zur Entstehung von Sturmfluten	73
III Katastrophenforschung	76
1 Prämisse Supernova und die Bedingung der Reflexion	76
2 Multidisziplinäre Perspektivität als Möglichkeit	78
3 Grenzen	86
4 Naturkatastrophen: Grenzorte zwischen Entgrenzung und Überschreitung	91
5 Randgänge zwischen Wasser und Land	93
5.1 Animosität und Identifikation mit der Grenzwahrnehmung Deich	94
5.2 Der Außendeich als Zwischengrenzland des Dämonischen	98
6 Der Abgrund des Grenzenlosen – chaotische Antistrukturen der Entgrenzung	104

IV	Erlebenswelten	111
1	Im Angesicht der Katastrophe erkenne dich selbst.....	111
2	„Cultures of Disaster“	112
3	„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ...“	116
3.1	Gegenübertragungsanalyse	119
3.2	Das Serendipity-Prinzip	124
4	Wie Katastrophen zugleich existieren und nicht existieren können	127
4.1	Vulnerabilität als vorausgesetzte Dimension.....	127
4.2	Jedem seine Katastrophe – Langeness.....	131
4.2.1	Bente Jensen – Die Besonderheiten der Hallig. Anpassung und Sicherheit im ewig Unsicheren	131
4.2.2	Hauke Hayen – Ambivalenz	136
4.2.3	Tade Behrends – Eine Strategie für alles. Über nonverbale Kommunikation	142
4.2.4	Analyse	149
4.3	Bedrohte Ordnung? – Oland	153
4.3.1	Johann und Inga Thomsen – Unbewusste Zusammenhänge, Ohnmacht und Ausgleich.....	154
4.3.2	Mattes Andresen – Vom Fluch des Deichs und vergessenen Göttern	161
4.3.3	Jan Petersen – Entstehen und Vergehen. Im ewigen Wandel.....	171
4.3.4	Analyse	180
4.4	Resilienz und Lebensstil – Halligen vs. Festland	184
4.4.1	Heike Jensen – Das Streben nach Kompensation	189
4.4.2	Peter Dreyer – Mensch wie Meer?	195
4.4.3	Analyse	197
5	Der Lebensstil eines Systems – individualpsychologische Überlegungen.....	203
V	Angst	206
1	Der Abgrund und das Auge	206
2	Zeit: Das Maß jeder Bewegung	209
2.1	Höllenschlund und Nebel des Todes	209
2.2	Das ungeheure Nichts der Unwissenheit	212
2.3	Sehnsucht nach der Küste – ein kollektiver Wahrnehmungswandel	213
3	Das Meer in mir, das Feuer da draußen – verkehrte Welt	214
3.1	Introjektion in Teilen und im Ganzen.....	214
3.2	Verschiebung des Unfühlbaren.....	218
3.3	Ein schöner Traum?	222
VI	Resümee	229
VII	Interviews	238
VIII	Abbildungsnachweis	239
IX	Literatur	240

Einleitung

Wer gerne reist, wird wissen, dass man in fremden Ländern, unter anderen Kulturen, inmitten fremder Sprachen, Gerüche, Geräusche und Atmosphären immer eine gewisse Fremdartigkeit erlebt. Einerseits macht gerade dies den Reiz aus, den Reisen haben können, und es erfordert auch eine gewisse Bereitschaft zur Entwicklung; andererseits versuchen wir auf Reisen ständig, meist unbewusst, das Verhalten und die ungewöhnlichen Eindrücke von anderen Menschen zu verstehen und in bereits vorhandene Kategorien einzuordnen. Wir begeben uns auf die Suche nach einem Sinn – dem Sinn eines neuen Sinnsfelds, das wir gerade dabei sind, zu entdecken (vgl. Gabriel 2013, S. 224). Zuhause aber, in unserer gewohnten Umgebung und im Alltag unseres Lebens, haben wir fixe Routinen, vertraute Abläufe, die uns erlauben, ohne große Beeinträchtigung pragmatisch Gegenstände zu managen, die uns selten verwundern oder überraschen. Wir hätten auch gar nicht die Energie oder die Aufmerksamkeit, neben der ganzen Arbeits- und Gegenstandsbewältigung ständig alles Wahrgenommene zu beobachten, zu hinterfragen und zu verarbeiten. Auf Reisen ist es aber gerade das, was ein besonderes Gespür für die fremde Kultur weckt, da man frei ist von den Gegenständen des alltäglichen Lebens und seine Umgebung auf eine Art und Weise wahrnimmt, wie man es sonst nicht kann. Eine Feldforschung könnte man mit einer solchen Reise vergleichen – denn auch dort, unabhängig vom Land oder der jeweiligen Gesellschaft, ist es das Ziel zu beobachten, zu sehen, möglichst unvoreingenommen wahrzunehmen, was all das Gesehene bedeutet, und den Sinn dahinter zu finden. Wir versuchen, eine neue, freiere Perspektive einzunehmen und uns ganz einzulassen, um das zu erkennen, was wir meistens versäumen. Der russische Maler und Wegbereiter des Konstruktivismus Kasimir Malewitsch sieht darin eine besondere Beziehung zur Welt:

„Das alles geschieht, weil die Welt dem Menschen unbekannt ist. Begriffe der Mensch die Welt, dann wäre von alledem nichts, und der Mensch brauchte erst gar nicht eine Vorstellung von der Welt zu bilden. Wir bemühen uns stets, das Unbekannte zu bestimmen und jede Erscheinung zu einem begreifbaren ‚Etwas‘ zu formen, während doch der wahre Sinn im Gegenteil liegt“ (Malewitsch 1962, S. 232).

Genau dieser Versuch, ein „Etwas“ zu begreifen, herauszugreifen, hindert uns aber oft daran, den „wahren Sinn“ zu erkennen, der sich nicht in die begriffliche Ordnung einfügen muss, um zu existieren. Nur durch ein tatsächlich offenes und freies Sich-Einlassen, derart, als würden wir nicht wissen, wohin es uns führt, bietet sich die einmalige Gelegenheit, das zu erfassen, was wirklich darin liegt, und nicht nur das zu sehen, was wir uns auf die Suche gemacht haben zu finden. Denn – wie sich schon Alfred Adler (vgl. 1933, S. 25) im Klaren war – es könnte auch alles ganz anders sein, als es uns erscheint, da es (vgl. Markus Gabriel 2013, S. 87ff.) in unendlich vielen Sinnsfeldern zugleich vorkommt. Ein ermutigender Gedanke.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Publikation die gewohnte männliche Sprachform bei personenbezogenen Substantiven und Pronomen verwendet. Dies impliziert jedoch keine Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, sondern soll im Sinne der sprachlichen Vereinfachung als geschlechtsneutral zu verstehen sein. Außerdem wurden zum Zweck des Datenschutzes die interviewten Personen anonymisiert.

I Einführung: Wissenschaftstheoretische Ausgangspunkte

„[...] bedenken wir dabei zugleich, daß keine Zeit so schnell bei der Hand war, Verstandes-Mythen zu schaffen, wie die unsere, die selber Mythen schafft, während sie alle Mythen ausrotten will.“

Sören Kierkegaard, Der Begriff der Angst (2005, S. 493)

1 Epistemologische Überlegungen



Abb. 1: Sonnenaufgang über der Erde aus dem Weltraum betrachtet

1.1 Von wo aus blicken wir?

Um sich auf ein Phänomen, ein Ereignis wie jenes einer Sturmflut, wissenschaftlich näher einlassen zu können, muss man sich die Frage stellen, wo man sich selbst befindet und welchen Weg es einzuschlagen gilt, möchte man näher an die Sache herantreten. Es handelt sich aber hierbei um eine Thematik, die nicht einfach einzuordnen ist in die Reihe bereits existenter und teilweise genau umrissener Wissenschaftsbereiche mit klar definierten Grenzen, Methoden und Forschungsdesigns. Deshalb ist es auch unerlässlich, sich nicht nur mit den Eigenheiten des Forschungsgegenstandes und den angrenzenden Disziplinen, sondern auch mit einer grundlegenden philosophischen Verortung auseinanderzusetzen.

Mit dieser Verortung verbunden ist auch die Frage nach dem Erkenntnisgewinn, den eine Arbeit wie die vorliegende hervorbringen sollte, denn, – und hier betreten wir bereits philosophisches Terrain – wie weit reicht unsere Erkenntnis tatsächlich? Ist es nicht naheliegend, dass sich das im Laufe der gesamten Menschheitsgeschichte immer wiederholende Irren und Verwerfen von Theorien und Glaubenssätzen, die lange Zeit als gegeben galten, in der Gegenwart wiederholen sollte? Was macht Erkenntnis noch glaubwürdig auf unserer allzu menschlichen, ewiglichen Suche nach Wahrheit? Wenn so vieles bei einer genauen Betrachtung in Frage zu stellen ist und wenn jegliches Wissen und jegliche Erkenntnis scheinbar umgeben sind von einem dauerhaften Nichtwissen, wie können wir dann auf all das, was unseren Lebensraum, unsere Vorstellungen von der Welt und ihre Mechanismen ausmacht, überhaupt noch vertrauen?

Wenn es das herauszufinden gilt, wird es nicht ausreichen, die angedachten Disziplinen wie die Psychotherapiewissenschaft, die Europäische Ethnologie oder Volkskunde, die Soziologie oder die Katastrophenforschung zu Rate zu ziehen. Vielmehr handelt es sich vorerst um eine grundsätzliche Orientierung in einer Landschaft, die keineswegs ein einheitliches Modell abgibt und die Grundfragen der menschlichen Existenz erklärt. Es sind jedoch gerade diese, die nicht nur die gedankliche Grundlage einer abenteuerlichen Exkursion ausmachen, sondern auch die Thematik der Sturmflut und deren Bedeutung für das Leben einer kleinen Menschengruppe immer wieder durchziehen, da existentielle Gedanken und die Frage nach dem Sinn vor allem in Situationen zutage treten, in denen das allgemeine Sicherheitsgefühl aus den Fugen gerät. Demzufolge könnte in solchen anfänglichen Überlegungen, in der Basis, eine Möglichkeit liegen, im Laufe der weiteren Beschäftigung sowohl mit der Theorie als auch den Interviews das Geschehen aus einer zusätzlichen Perspektive zu sehen, einer Metaebene. Schon René Descartes hat in diesem Sinne auf die Haltung hingewiesen, die einem gedanklichen Projekt zugrundeliegen sollte, nämlich mindestens einmal in seinem Leben an allem zu zweifeln, woran man üblicherweise eigentlich glaubt (Descartes 1986, I.10, S. 79). Nur auf diese Weise hat man eine Chance zu erkennen, wo man sich eigentlich befindet und von wo aus sich der Blick richtet.

Grob gesprochen befinden wir uns dabei im Bereich der Erkenntnistheorie, dessen Werkzeug eben das Nachdenken über Gedanken ist, die Reflexion. Hierbei verlagert sich der Fokus von der Sturmflut und den betroffenen Halligbewohnern, also vom Forschungsgegenstand, auf die Einstellung zum Gegenstand, wie dieser erkannt wird und welche Begrifflichkeiten oder Vorgänge Teil des Erkenntnisprozesses sind – auf dem Weg, etwas über den Gegenstand zu erkennen. Doch da wären wir wieder bei der Irritation, dass wir nicht wissen können, ob alles eine Illusion ist, ob überhaupt irgendetwas so ist, wie es uns erscheint, ob die Wirklichkeit doch ganz anders sein könnte als wir meinen – eine Irritation, die aber nicht unbedingt frustrierend sein muss, da die Suche nach der einen absoluten Wahrheit ohnehin scheitert. Es ist nämlich ein aufschlussreicher Weg, über das Nachdenken

nachzudenken und die eigenen Einstellungen zum Forschungsgegenstand und folglich auch zu anderen Gegenständen, bzw. Erkenntnis und Existenz im Allgemeinen als Möglichkeit der Selbsterkenntnis zu erforschen.

Wir kehren hiermit zurück zu der Frage nach der Wirklichkeit – nach dem, wie die Dinge in der Welt, die Phänomene, die sogenannten Tatsachen in Wirklichkeit sind – im Gegensatz zu dem, wie sie scheinen. Damit begeben wir uns in den Bereich der Metaphysik, die den Versuch darstellt, die Welt als Ganzes zu erfassen, wörtlich das hinter („metá“) oder jenseits der Natur („phýsis“) Liegende. Durch den Versuch, die allgemeinen Strukturen und Gesetzmäßigkeiten zu erfassen, die der Existenz und der Realität Sinn geben, muss unterschieden werden zwischen dem Schein der Dinge und dem, wie sie wirklich sind. Die naheliegende Schlussfolgerung war, demnach alles menschliche, vom Menschen Gesehene und Erkannte, von der Erkenntnis abziehen. Damit streicht man den Menschen sozusagen aus der Welt heraus, was die auf die Moderne folgende Epoche der Postmoderne als „gigantische kollektive Halluzination“ (Gabriel 2016, S. 10) der Menschheit betrachtete. In diesem Sinne war die Postmoderne bestrebt, die alten Traditionen völlig zu verwerfen und umzukrempeln, radikal von vorne anzufangen und die Illusionen, unter denen alle standen, aufzudecken. Der Bruch mit der Metaphysik und den althergebrachten Illusionen gelang zwar, doch entstanden dabei nur wieder neue Illusionen. In diesem Zusammenhang sei der Konstruktivismus erwähnt, der auf der Suche nach der Wahrheit Tatsachen und Fakten grundsätzlich in Frage stellt, da wir durch persönliche Voraussetzungen, wissenschaftliche Sozialisation und der aus vielfältigen Einflüssen bestehenden Brille, die jeder trägt, diese gar nicht erkennen könnten. Als einer der bedeutendsten Vertreter der abendländischen Philosophie, der einen Wendepunkt der Philosophiegeschichte einleitete (näheres zum Konstruktivismus in: Historisches Wörterbuch der Philosophie: Mainzer 1976, Sp. 1011f. und 1015–1021; Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie: Thiel 2010, S. 314–319), postuliert Immanuel Kant die These, dass es gar nicht anders möglich ist, die Dinge an sich zu betrachten, sondern nur von einer subjektiven Perspektive aus, als „Erscheinung“ (vgl. Kant 1998, S.178; KrV A 42/B 59). Denn in allem, was man erkennt, sei auch immer die menschliche Komponente enthalten, die die einzige Möglichkeit darstellt, anhand der jeweiligen Erscheinung überhaupt irgendetwas zu erkennen. Damit entfällt die Möglichkeit, die Welt oder die Tatsachen in ihr als das, was sie wirklich sind, wahrnehmen zu können. Ein beliebtes Beispiel des Konstruktivismus ist, wie es sich wahrscheinlich jeder schon einmal vorgestellt hat, die Frage nach der „Echtheit“ einer Farbe. Woher wissen wir, dass mein Blau die gleiche Farbe ist wie dein Blau, und nicht nur die angelernte Vorstellung mit ihren ganzen Zuschreibungen, eben diese Farbe sei blau? Und noch einen Schritt weiter geht die Vorstellung, Farben seien eigentlich nur Lichtwellen mit bestimmten Eigenschaften, die erst durch die Rezeptoren unserer Augen als Farben existieren. Die „Realität“ sei demnach eigentlich farblos. Im radikalen Konstruktivismus ist es irrelevant, ob die Welt farblos oder bunt ist – man kann das eine oder das andere nur aus seiner eigenen Perspek-

tive erkennen, und damit ist es von uns gemacht und nicht die Wirklichkeit – diese könne man demnach nicht erkennen. Eine berühmte Interpretation des Kant'schen Denkansatzes stammt von Kleist, als er sich während seiner Kant-Krise in einem Brief an seine Verlobte Wilhelmine wendet:

„Vor kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt – und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich. Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün - und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint“ (Kleist 1985, Bd. 2, S. 634).

Einige Protagonisten dieser Zeit hat die Annahme, Licht sei auf ein physikalisches Wellenphänomen zu reduzieren, äußerst verärgert, so auch Goethe, der als Ausdruck seines Unmutes über das gängige Gedankengut die „Farbenlehre“ (2016) verfasst hat. Goethe wollte das Phänomen der Farben nicht einseitig, sondern als Gesamtheit beschreiben und erfassen, ganz im Gegensatz zum Gedanken, Farben seien nur unterschiedlich lange Wellen, die auf das Auge treffen und einen Reiz auslösen.

1.2 In der Welt sein – eine Sinnfeldontologie

Doch beide dieser Positionen sind zu hinterfragen, denn weder ist Existenz und Erkenntnis des Menschen eine einzige Einbildung und kommt in allem, was real ist, nicht vor, noch können wir aufgrund der Brille, die wir tragen, sei das nun eine oder viele, bis auf irrealer Bilder nichts erkennen, da sich die Wirklichkeit dahinter befindet. Man kann die Welt nicht ohne den Betrachter (den Menschen) darstellen, und auch nicht nur durch die reine Perspektivität als Welt der Betrachter (übrigens ein äußerst narzisstischer Gedanke). Diese Ausschließlichkeit relativiert der Neue Realismus – eine Ontologie, die davon ausgeht, dass Gegenstände, Tatsachen, die Welt an sich, erkannt werden können. Die Ontologie als die Lehre vom Seienden bezieht sich im Neuen Realismus aber nicht nur auf dasjenige, was sich naturwissenschaftlich erkennen und erforschen lässt, also das, was materiell in der Welt vorkommt und physikalisch existiert, sondern auch auf abstrakte Dinge wie Zahlen, Konzepte, Gedanken über Tatsachen, die nicht weniger existieren als die Tatsachen selbst. Der deutsche Philosoph Markus Gabriel beschäftigt sich ausführlich mit dem Neuen Realismus als dem Zeitalter nach der Postmoderne (vgl. dazu auch Ferraris 2012) und konstatiert, dass im Bereich der Welt „nicht nur alle Dinge und Tatsachen existieren, die es auch ohne uns gibt, sondern auch all die Dinge und Tatsachen, die es nur mit uns gibt“ (Gabriel 2015, S. 18). Nehmen wir zum Bei-

spiel mythische Vorstellungen von Wassergeistern, Sagengestalten oder den nordischen Göttern. Diese existieren ja ebenso wie das Wasser, in dem einige von ihnen vorkommen, das wir tatsächlich angreifen und spüren können, nur eben in unseren Gedanken, in Überzeugungen oder einer Wahnvorstellung. Es kommt nur auf den Ort an, an dem etwas vorkommt, denn es gibt alles, nur nicht im selben Bereich. „Die Frage ist also niemals einfach, ob es so etwas gibt, sondern immer auch, *wo* es so etwas gibt. Denn alles, was existiert, existiert irgendwo – und sei es nur in unserer Einbildung“ (ebd., S. 23). Unterschieden werden können aber noch Gedanken, die zwar an sich existieren, aber deshalb noch nicht wahr sein müssen, und eine tatsächliche Wahrheit. Ein wahrheitsfähiger Gedanke ist fallibel, aber seine Existenz sagt noch nichts aus über seinen effektiven Wahrheitswert – unabhängig von diesem existiert er aber.

Das *Wo* der Existenz lässt sich nun in Gegenstandsbereiche einteilen, die nicht unbedingt räumlich begrenzt sein müssen, aber in denen eine gewisse Art von Gegenständen vorkommt. Zur Veranschaulichung dessen eine Aussage Friedrich Nietzsches: „Um den Helden herum wird alles zur Tragödie, um den Halbgott herum alles zum Satyrspiel“ (Nietzsche 2009, S. 99), der in unserem Kontext noch beigefügt werden kann: Und um den Forscher herum wird alles zum Feld. Gabriel spricht hinsichtlich der Existenz von einer „Erscheinung in einem Sinnfeld“, indem er den Existenzbegriff als feldrelative Erscheinung von Kant, und die Unterteilung in mehrere Begriffe oder Felder von Frege zusammenführt. In einem Sinnfeld, das durch „Regeln der Anordnung“ erschlossen wird, können gewisse Gegenstände erscheinen – so z.B. eröffnen Formeln und geometrische Formen, Punkte, Geraden und Ebenen zusammen mit den Axiomen der Regelung der Beziehungen untereinander das Sinnfeld der Geometrie. Nun gibt es unzählige Sinnfelder, die nebeneinander oder zum Teil auch übereinander existieren, aber die logische Folgefrage nach einem allumfassenden Sinnfeld, sozusagen der „Weltformel“, die alles beschreibt, ist illusionär und nicht nur bis heute nicht gefunden worden, sie existiert einfach nicht. Ein *absolutes* Sinnfeld könnte selbst in keinem Sinnfeld mehr erscheinen, und würde es unmöglicherweise doch in einem anderen Sinnfeld erscheinen, wäre es nicht mehr das Sinnfeld, in dem alles erscheint, da es ja selbst wiederum in einem weiteren Sinnfeld erscheint ad Infinitum.

„Für die Erkenntnistheorie bedeutet dies, daß wir nicht davon ausgehen können, es gäbe eine Welt im Sinne eines allumfassenden singulären Sinnfeldes, die dann gleichsam die inkarnierte Objektivität wäre und unserem objektiven Wissen insgesamt entspräche“ (Gabriel 2012, S. 237).

Daher lässt sich festhalten, dass Existenz und Erkenntnis nicht auf ein alles umgebendes Objekt zurückzuführen sind, das durch die verschiedenen Zugänge und Wissensbestände immer partiell, in einem kleinen Teil erkannt werden kann. Denn

„es gibt weder eine Totalität des Wissens noch eine Totalität der Welt, die dann auch noch in Beziehung zu setzen wären. Vielmehr vollziehen sich alle Wissens-

ansprüche und alle Erkenntnis immer schon in einem Sinnfeld, dessen Individuationsbedingungen, d.h. dessen Regeln der Anordnung wahrheitsfähige Überzeugungen ermöglichen“ (ebd.).

Kehren wir aber zurück zu dem Gedanken, *wo* wir etwas, wie das Ereignis einer Sturmflut und die dazugehörigen Fragestellungen, verorten sollen, um uns dadurch überhaupt erst orientieren zu können in einer gedanklichen Landkarte, die dafür entworfen wird. So stellt sich bald die Frage, *wo* wir selbst stehen und welche (wissenschaftlichen) Überzeugungen dem Unternehmen zugrunde liegen, ob und wie die Forschungsgegenstände wirklich in der Welt vorkommen. Aus vielfältigen Gründen können Ansätze wie der Physikalismus, der konstatiert, dass alles, was existiert, physikalisch untersucht werden kann und im Universum vorkommt, oder der Materialismus, der alles, was existiert, mit materieller Existenz gleichsetzt, beiseitegelegt werden, da sie viele Irrtümer und Widersprüche enthalten, welche die eigene Theorie außer Kraft setzen (siehe dazu ausführlicher u.a. Gabriel 2013, S. 42–47). In dem hier untersuchten Gegenstandsbereich kommen sowohl physikalisch untersuchbare und materiell existierende Gegenstände vor, wie die Kombination von bestimmten Wind- und Wetterverhältnissen, die eine Sturmflut evozieren, als auch physikalisch und materiell nicht untersuchbare bzw. existente Gegenstände z.B. in Form von Gedanken oder dem Bezugssystem Mensch und Meer. Damit ist ein Punkt angesprochen, der neben den Dingen und Gegenständen auch Tatsachen z.B. als Beschreibung des Verhältnisses dieser Dinge und Gegenstände zueinander als in der Welt vorkommend beschreibt. Ludwig Wittgenstein war der erste, der in seiner Schrift „Tractatus logico-philosophicus“ (2006) auf diese Gegebenheit aufmerksam machte. Eine Tatsache ist demzufolge „ein Über-etwas-Gesagtes“, -Gedachtes, das mindestens ebenso relevant ist wie Gegenstände an sich. Denn auch wenn keine Gegenstände existieren, existiert mindestens immer eine Tatsache, in diesem Fall die Tatsache, dass nichts existiert. Die physikalisch untersuchbaren und rein materiell existierenden Dinge verschwinden aber dadurch nicht oder büßen an Relevanz ein, es folgt daraus lediglich die Erkenntnis, dass Ansätze wie der Physikalismus oder der Materialismus einen Teilbereich der Realität mit der Gesamtheit der Realität verwechseln.

Damit wären wir wieder bei den Gegenstandsbereichen oder Sinnfeldern, in denen sowohl Dinge bzw. Gegenstände als auch Tatsachen vorkommen, sogar als Voraussetzung ihrer Existenz in einem Sinnfeld vorkommen müssen. Gabriel nennt die Strukturen, die als Gegenstandsbereiche den Tatsachen zugrunde liegen, „Ontologische Provinzen“, in welche man jene Ausschnitte der Unendlichkeit, die wir in der Welt erkennen, unterteilen kann. Vor allem in einer wissenschaftlichen Arbeit steht man aber vor der Frage, welche „Ontologische Provinz“ denn die „richtige“ ist, welcher Zugang für ein möglichst nahe an der Wahrheit liegendes Ergebnis sorgen kann. Zumindest ist dies ein Anspruch und ein Denkmodell, das sich automatisch aufdrängt – die Gründe hierfür wären noch genauer zu eruieren, liegen aber vermutlich in der zeitabhängigen wissenschaftlichen Sozialisation, der wir von Kindesbeinen an ausgesetzt sind. Doch „alle [Gegenstandsbereiche] auf

einen einzigen reduzieren zu wollen ist schlicht ein viel zu ehrgeiziges Unterfangen, das in keiner Weise der Komplexität der menschlichen Erkenntnisformen Rechnung trägt“ (ebd., 2013, S. 55). Dieser Ansatz Gabriels scheint unter anderem auch deshalb sinnvoll zu sein, weil der Versuch, die eine Wahrheit zu finden, all das ausschließen würde, wovon wir keine Ahnung haben, was wir alles (noch) nicht wissen und dieser Ansatz demnach auch nie vollständig sein könnte. Abgesehen davon würde jeder Gegenstandsbereich, den wir als den einen wahren zu finden glauben, in einem weiteren Sinnfeld vorkommen und so nie das Absolute, Allumfassende erreichen (s.o.). Es handelt sich hierbei um den einen Bereich, zu dem alles gehört, das Sinnfeld aller Sinnfelder, in welchem alle anderen ihrerseits erscheinen – Gabriel nennt dies „die Welt“. Alles, was existiert, findet in der Welt statt, weil diese nun mal der Bereich ist, in dem alles stattfindet. Auch alles, was man als außerhalb der Welt verortet, gehört demnach zur Welt, was aber zur Folge hat, dass die Welt selbst in einem Sinnfeld erscheint. Das Ganze kommt also in der Welt nicht vor, es existiert sozusagen alles, jeweils in einzelnen oder mehreren oder unendlich vielen Sinnfeldern nebeneinander, die untereinander in Beziehung stehen und ineinander verschachtelt sind, aber das alles kann letztlich auf keinen allumfassenden Grund zurückgeführt werden, weil er nicht existiert – alles befindet sich also im Nichts. Möchte man eine bestimmte Verortung vornehmen, befindet sie sich wieder innerhalb eines Sinnfeldes – ein Außen gibt es nicht, denn alles befindet sich im Nirgendwo. Diese These stellt eine recht negative Dekonstruktion dar, die von Markus Gabriel als „Hauptsatz der negativen Ontologie“ bezeichnet wird, und entzieht argumentativ die Basis eines mehr oder weniger unbewusst für selbstverständlich erachteten Sich-aufgehoben-Fühlens. Die Suche nach der Theorie, die alles erklären kann und ein großes Ganzes, die allumfassende Wahrheit darstellt, ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis, ein Grundbedürfnis, das einem Sicherheitsstreben entspringt und darum auch immer wieder aufs Neue ihren Ausdruck findet, sei es in der Wissenschaft oder in den vielen Weltreligionen. Wir kommen aber stattdessen zu dem Gedanken, dass vielfältige, genauer unendlich viele ontologische Grundeinheiten oder Sinnfelder existieren, da es den einen Gegenstandsbereich nicht gibt, was erst einmal eine neue Verortung in der Herangehensweise an das Forschungsvorhaben zur Folge hat. Die Frage nach dem *Wo* bzw. *von wo aus* musste ohnehin gestellt werden, gerade durch die so vielfältige Wissenschaftslandschaft, die sich kontinuierlich selbst erneuert und widerlegt, so dass eigene Gedankenanstrengungen über grundlegende Fragen unumgänglich scheinen. Es ergibt sich durch die Sinnfeldontologie aber nun ein Zugang, der gerade diese Sehnsucht nach einem Blick von „außen“ nicht befriedigt, durch den man erhofft, ein ganzheitliches Bild eines Phänomens erfassen zu können. Vielmehr stellt der logische Schluss daraus dar, dass wir nicht von außen blicken können, das es die Position des „Nirgendwo“ nicht gibt, wir sie also auch nicht einnehmen können. Wenn wir die Wirklichkeit betrachten, befinden wir uns immer an einem bestimmten Punkt. Dieser Punkt hat aber nicht zur Folge, dass wir in ihm gefangen sind und unserer Perspektivität erliegen, indem wir alle Tatsachen und Fakten lediglich aus der Vermittlung unserer Registraturen unterschiedlich wahr-

nehmen und daher konstruieren, wie es der Konstruktivismus postuliert, sondern stellt nur eine Position dar, von der aus z.B. das Ereignis einer Sturmflut an der nordfriesischen Küste untersucht werden kann – neben vielen anderen. Die Sturmflut erscheint sowohl im Sinnfeld der meteorologischen Voraussetzungen als auch der physikalischen Messbarkeit, der Geographie, Geschichte oder der unterschiedlichen Sozial- und Geisteswissenschaften, ebenso wie vielleicht in einem Gedicht eines Volksschulkindes, das in dieser Region aufwächst. Es handelt sich um unzählige Sinnfelder, in denen ein Phänomen vorkommt und vorkommen kann, und durch die Beschäftigung mit diesem und den einbezogenen Perspektiven z.B. im Rahmen einer Arbeit entsteht ein weiteres, neues Sinnfeld, in welchem sich einige der bereits vorhandenen überlappen. Auf einige dieser Perspektiven wollen wir im Folgenden näher eingehen und sie als Basis und Ausgangslage zur Betrachtung des Materials legitimieren. Vorerst aber im Folgenden eine kurze Einführung in die Forschungsfrage.

2 Explikation und Legitimation der Fragestellung

Wie ein Phänomen erscheint, ist nicht immer gleich. Wie bereits erörtert, erscheint es in einem Sinnfeld, aber höchstwahrscheinlich auch in vielen anderen Sinnfeldern. Dadurch ist zwar ein Überblick über das Ganze unmöglich, weil es das Ganze nicht gibt, ein bewusstes Erkennen in den unterschiedlichen Sinnfeldern aber sehr wohl. Um diese voneinander unterscheiden zu können, müssen wir uns mit ihrem jeweiligen Sinn vertraut machen, und unter diesen Umständen wird Identität oder Individualität einzelner Phänomene bestimmend für eine umfassendere Orientierung.

Da sich die Beschäftigung mit der Forschungsfrage und deren Untersuchung von der Theorie etwas entfernt, wir uns also nunmehr an dem Punkt der Auflistung konkreter Sinnfelder befinden, verlassen wir das Feld der Ontologie und finden uns für diesen Teil in den empirischen Wissenschaften wieder. Ausgegangen werden soll dabei von folgender Fragestellung: Inwiefern beeinflusst Katastrophenerleben, konkret die Sturmflut vom 16./17. Februar 1962, die Mentalität, das Alltagsleben, die Vulnerabilität und Resilienz von Bewohnern der Halligen Nordfrieslands?

Wie schon aus der Fragestellung hervorgeht, handelt es sich örtlich gesehen um eine besondere Region der südlichen Nordsee, genauer um die Halligen Langeness und Oland – kleine, dem Festland vorgelagerte, nordfriesische Inseln ohne Schutz gegen die See. An oder in der südlichen Nordsee zu siedeln, ist ein gefährliches Unterfangen. Der Meeresspiegel steigt unaufhörlich, heftige Sturmfluten verwüsten in regelmäßigen Abständen das Land, und die verheerende Sturmflut im Jahr 1962 richtete in den Küstenregionen große Schäden an. Von vorrangigem Interesse ist jedoch nicht die Beschäftigung mit der Küstenregion oder dem Festland; das

Hauptaugenmerk liegt vielmehr auf den kleinen, Nordfriesland vorgelagerten, Halligen, die durch keinerlei Dämme oder Deiche vor der Nordsee geschützt werden und lediglich durch Warften, kleine Erdhügel, auf denen die Häuser und Höfe stehen, bei „Land unter“ vor regelmäßiger Zerstörung bewahrt werden. Da im Gegensatz zu den Küstenregionen die Halligen keine Deiche schützen, sind sie nicht nur den harmloseren winterlichen Überschwemmungen, sondern auch den Sturmfluten relativ stark ausgeliefert. So verhielt es sich auch in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1962, als fast alle Häuser zerstört, Vorräte und Tiere weggeschwemmt wurden und akut Trinkwasser und trockene Decken als Überlebenseicherung fehlten.

Die friesische Identität und der sich darin abbildende besondere Bezug zum näheren aber ebenso bedrohlichen Meer, versteht sich als Teil der Fragestellung ebenso wie die Angst vor den Naturgewalten und deren Beeinflussung des Lebensstils und des Alltags, oder deren Verdrängung. Wie wird mit der Angst vor dem Klimawandel und dem daher immer höher steigenden Meeresspiegel umgegangen? Die direkte Betroffenheit des eigenen Lebensraumes lässt eine stärkere Auseinandersetzung mit der sich verändernden Natur vermuten.

Geschehen wie die Flutkatastrophe im Februar 1962 hinterlassen Spuren in den Halligbewohnern, besonders nach so verheerenden Auswirkungen wie in jenem Jahr. Orientiert an der Forschungsfrage, ob und wie ein derartiges Katastrophengeschehen die menschliche Kondition beeinflusst, eine Beleuchtung der Spätfolgen und die Entwicklung bis heute, soll insbesondere mithilfe kulturwissenschaftlicher, soziologischer, und tiefenpsychologisch-psychoanalytischer Ansätze diskutiert und bearbeitet werden. Das menschliche Bedürfnis, die als sinnlos und grausam erlebte Gewalt und Zerstörung einer Naturkatastrophe zu erklären, zeigt Beständigkeit einerseits, einen Wandel andererseits in vergangenen Jahrhunderten und ist in diversen Überlieferungen ersichtlich. Wie sich diese Erklärungen über die letzten Jahrzehnte bis hin in die Gegenwart entwickelt haben, könnte eventuell in der Art der Verarbeitung und der Erfassung der Spätfolgen im individuellen und kollektiven Erleben ersichtlich werden.

Aus ethnologischer, ebenso wie aus tiefenpsychologischer Perspektive, von Interesse wäre in diesem Zusammenhang möglicherweise auch das Gemeinschaftsverständnis der Inselbewohner und ob sich daran nach 1962 etwas geändert hat. Die Art der kulturellen Identitäten auf Langeness wie auch die Beziehung zu Oland und generell zu den Nachbarinseln und -halligen würden ebenso darunter fallen.

Es erstreckt sich hier ein reiches und vielschichtiges Feld für interdisziplinäre Forschung, dessen Potenzial bisher leider zu wenig Beachtung fand – und dessen Integration durchaus mit Herausforderungen einhergeht, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung nicht nur bereichern, sondern auch erschweren.

3 Methodik und Vorgehensweise

Die Frage nach dem Katastrophengeschehen begrenzt sich in diesem Forschungsvorhaben nicht auf äußerliche Faktoren, Geschehensabläufe und Rekonstruktionsversuche, sondern legt einen wesentlichen Fokus auf die persönliche Verarbeitung der Katastrophe und wie sich diese in der Mentalität, der kollektiven Identität, den Vulnerabilitäts- und Resilienz-Faktoren niederschlägt. Mit diesem Interesse werden höchstwahrscheinlich sensible Schichten und das Innenleben der Interviewpartner berührt und thematisiert, was eine behutsame und individuelle Vorgehensweise als respektvollen Umgang voraussetzt. Anhand eines quantitativen Zuganges in Form von beispielsweise Fragebögen würden sich Grundfragen der menschlichen Existenz und Problematiken mit Sinn- und Hintergrundverstehen kaum erfassen lassen, und wenn, dann nur in einem Ausmaß, das der Tiefe des Geistes in keiner Weise gerecht wird. Auch Vertreter der empirisch-quantitativen Forschung erkennen die Grenzen der eigenen Methode in einigen Forschungsunterfangen an, und so schreibt der Psychologe Jürgen Bortz, dass grundlegende Fragen des Menschseins wie der Sinn des Lebens oder in seinen Worten: „Untersuchungsideen mit [...] philosophischen Inhalten“ (Bortz 1984, S. 15) nicht genauer untersucht werden können mit klassisch-empirischem Herangehen. Genau dies ist es aber, was bei der Verarbeitung eines existenzbedrohenden Naturereignisses von nicht vernachlässigbarer Wichtigkeit ist und was es durch einen qualitativen Zugang herauszufinden gilt, ganz nach dem Postulat: „Die Fragestellung der Untersuchung entscheidet über die Wahl der Methode“ (Schmidt-Lauber 2001, S. 173). Am besten geeignet erweisen sich dazu qualitative Interviews – die als „Königsweg“ der empirischen Sozialforschung deklarierte weiche Methode (vgl. zur „weichen Methode“ in der Volkskunde Bausinger 1980b, S. 18ff.) – wobei für unser Vorhaben eine Mischung aus narrativem, Leitfaden- und Tiefeninterview gewählt worden ist. Die Erfassung von Erlebens- und Wahrnehmungskategorien erfolgt induktiv, und ich wollte und konnte meinerseits auch keine Vorgaben oder Vorannahmen bezüglich der Auswertungen und Ergebnisse der Interviews machen. Daraus und aus dem zentralen Prinzip der Offenheit, das jeder Forschung immanent sein sollte (vgl. Hoffmann-Riem 1980, S. 343; Schmidt-Lauber 2001, S. 171; Lamnek 1995, S. 199), bot sich die unschematische Vorgehensweise der offenen Interviews zur Gewährung der größtmöglichen Ausdrucksfreiheit in der Gesprächssituation an. Es besteht weiters eine mögliche Zugehörigkeit zu den offenen biographischen Interviews (Schmidt-Lauber 2001, S. 174), wenn auch nur ein Teilaspekt des eigenen Lebens (Lehmann 1979/1980, S. 40f.), hier das Erleben der Sturmflut, als „Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens“ (Lehmann 1983, S. 19) zur Sprache kommt. Die individuelle Verknüpfung vom alltäglichen Erlebensspektrum mit dem hier besonders beachteten „lebensgeschichtlichen Leitmotiv“ (Lehmann 2003, S. 152) kann durch die erlangte Freiheit im Rede- und Erzählprozess entwickelt und später in der Analyse und im Auswertungsprozess freigelegt werden.

Das ist nun ein ganz anderer Zugang als in der quantitativen Methodik, in welcher Hypothesen vorab aufgestellt werden, um sie am gewonnenen Material dann zu testen. Für einige Forschungsfragen mag dieses Vorgehen durchaus sinnvoll sein und zu interessanten Ergebnissen führen, bei einem Feld wie dem hier untersuchten besteht aber die Gefahr, von einem Wissen um relevante Fragestellungen auszugehen, ohne das Material überhaupt zu kennen. Es ist ein Zugang, der Wissenschaft autoritär betreibt, indem eine Kenntnis über Bedeutungsvolles und weniger Bedeutungsvolles vorausgesetzt und durch die apriorische Hypothesenbildung implizit diese Position eingenommen wird. Material, durch welches unvorhersehbare Verknüpfungen hergestellt werden können, und Spontanität bzw. Freiheit in den Gesprächssituationen selbst, sind nicht möglich, wodurch ein (überraschender) Datengewinn verhindert wird, der eine gänzliche Änderung der Ergebnisse zur Folge haben könnte. Eine weitere Problematik des quantitativen Zuganges ist seine durch Hypothesenbildung immanente Voraussetzung von Kausalbeziehungen, also von Wenn-Dann-Beziehungen beobachteter Tatsachen, durch die ein determinierter Zusammenhang eruiert werden soll. Auch bekannte Wissenschaftstheoretiker wie Gerhard Vinnai, ehemals Universität Bremen, der die akademische Psychologie unter anderem in diesem Aspekt kritisiert, weist auf die Einschränkungen, die ein derartiges Verständnis nach sich zieht, hin:

„Für ein Theorieverständnis, das sich auf derartige Kausalitätsverhältnisse bezieht, haben menschliche Freiheitsgrade keinen Sinn: Sie müssen als Störungen bei der Theoriebildung auftreten. Menschliche Subjektivität, zu der selbstständiges, spontanes Handeln gehört, lässt sich mit einem strengen naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff nicht fassen und muss deshalb aus dem Wissenschaftsprozess ausgeschieden werden. Die menschliche Freiheit [...] darf es in der positivistischen Psychologie nicht geben“ (Vinnai 1993, S. 48).

Ausgehend von diesem Kritikpunkt kann auf ein weiteres Phänomen hingewiesen werden, das eventuell auf einen wesentlichen Faktor in der Forschung im Feld und einen Gegensatz zu standardisierten Testverfahren aufmerksam macht. Denn spätestens seit dem ethnopsychoanalytischen Standardwerk „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ von Georges Devereux (1992) ist die mögliche Angst, die der Forscher in der freien Begegnung mit dem „Objekt“ und durch eine freie Gesprächssituation im Interview erfährt, thematisiert. Es handelt sich hierbei nicht um ein Einzelphänomen eines einzelnen Forschers, sondern um ein regelmäßig, verlässlich auftretendes Angstempfinden, der „Angst vor dem Feld“, die der Soziologe und Volkskundler Rolf Lindner folgendermaßen beschreibt:

„Diese Ängste, wie sie alle klassischen Feldforscher, wie z.B. Herbert J. Gans, Everett C. Hughes, William F. Whyte mehr oder weniger unumwunden zugegeben haben [...], diese Ängste kommen u.a. in psychosomatischen Störungen wie Herzklopfen und Bauchschmerzen, in motorischer Unruhe bei gleichzeitiger Entschlussunfähigkeit, im Verschieben von Terminen und deren Rationalisierung sowie im Um-den-Block-laufen/fahren zum Ausdruck [...]. Sie sind, mit anderen Worten, Ausdruck von dem Bild, das sich der Forscher von dem Bild macht, das

sich die designierten Forschungsobjekte vom Forscher machen. Damit kommt aber in diesen Ängsten etwas zum Ausdruck, was im Forschungsdesign in der Regel nicht vorgesehen ist: die Symmetrie der Beziehung zwischen Beobachter und Beobachtetem als wechselseitige Beobachtung“ (Lindner 1981, S. 53–54).

Es wird deutlich, dass es vor allem um die persönliche Einbezogenheit geht, der man sich in einer offenen Interaktion, auch in einem Interview, das nicht nach streng vorgegebenen Kategorien geführt wird, aussetzt und als Person angreifbar wird. In der späteren Auseinandersetzung mit den Interviews und dem Forschungsunternehmen im Feld wird auf die konkreten Situationen, die „Angst des Forschers vor dem Feld“, und die Wichtigkeit der Reflexion für die Untersuchung, auch im Sinne einer Übertragungs- und Gegenübertragungsanalyse, noch näher eingegangen. Betrachtet man demgegenüber nun die quantitative Herangehensweise in Form eines Experiments oder Fragebogens, sind gerade dieser persönliche Kontakt, das persönliche Ausgeliefert- und Involviert-Sein sehr gering, im Gegenteil, es wird versucht, sie noch weiter zu reduzieren um alle möglichen Störvariablen, zu denen der Forscher zählt, oder auch spontane Reaktionen und Unterbrechungen, auszuschalten. Auch wenn diese Vorgehensweise eine Distanz zum Untersuchungsobjekt schafft und folglich sicherheitsspendend und entängstigend wirkt, kann eine Verbindung hergestellt werden zwischen der anfänglichen, autoritären Hypothesenbildung und dem mehr oder weniger bewussten, wahrscheinlich eher unbewussten Bedürfnis nach Distanz und Absicherung, da der direkte Kontakt mit dem Forschungsgegenstand mit Angst besetzt ist. Auf die diesbezüglichen psychodynamischen Ursprünge und Ausprägungen wäre interessant näher einzugehen, würde aber den Rahmen einer Beschäftigung mit dem methodischen Vorgehen und den wissenschaftlichen Ausgangspunkten irgendwann sprengen. Zu sagen bleibt, dass Angst, wie wir u.a. aus der Individualpsychologie wissen, zu einer Vermeidung des Angstauslösers führt, zu dem prinzipiellen Versuch der Bemächtigung, also einer Kompensationsleistung (vgl. Adler 1927/2007, S. 73–79). Dass dies nicht die Grundlage einer wissenschaftlichen Ausrichtung sein sollte, ist wohl eindeutig. Daher sei auch die zwar in die Jahre gekommene, aber immer noch aktuelle Aussage Freuds angeführt, der dafür plädiert, „Heilen und Forschen“, also die Praxis und die Theorie, zu verbinden (Freud 1975, Ergänzungsband, S. 347; vgl. Bareuther 1989) oder mit den Worten Bernd Rieken ausgedrückt: „den direkten Kontakt mit jenen zu suchen, über die man etwas wissen möchte“ (Rieken 2010, S. 13). Daraus folgend sollte qualitative Wissenschaft sich nicht davor scheuen, den direkten Kontakt zu den Menschen zu suchen, die oder deren psychische Strukturen sie untersuchen will. Auch wenn man damit oft nur einen Teilaspekt der Lebensgeschichte freisetzen kann, statistische Datenerhebung nicht zu den Möglichkeiten dieser Methode gehört und die lebensgeschichtlichen Mosaiksteine nur ein lückenhaftes Bild ergeben, ist der Bezug zur Realität ein schlagendes Argument. Die „weichen“ Methoden sind, zumindest auf den ersten Blick, „weniger ‚exakt‘ sie sind nicht imstande, präzise abgegrenzte Kategorien und Datenmengen bereitzustellen. Aber sie erweisen sich manchmal auf den zweiten Blick als ‚genauer‘, als wirklichkeitsadäquater“ (Bausinger 1980b, S. 18).

Eine kurze Darstellung der Interviews bzw. des Zustandekommens der Interviewsituationen sei an dieser Stelle angeführt, um besser auf weitere theoretische Aspekte eingehen zu können. Viel genauer werden wir uns damit aber in Kapitel IV beschäftigen. Die ersten Kontakte zu möglichen Gesprächspartnern kamen direkt auf der Hallig Langeness zustande, durch meine Wohnsituation auf einer Warft. Da es sich aber als äußerst schwierig erwies, auf diesem Wege zu ausreichenden Interviews zu kommen, bemühte ich mich um lange Aufenthalte an den wenigen öffentlich zugänglichen Orten wie dem Kaffeehaus und dem Restaurant der Hallig und erweiterte das Forschungsgebiet auf die Nachbarhallig Oland, die über einen schmalen, langen Lorendamm zu Fuß erreichbar war, wo sich dann durch das Schneeballsystem einige Interviewpartner finden ließen. Da es sich um sehr begrenzte Regionen handelt und die Einwohnerzahl gering ist, kann ich im Nachhinein sagen, mit jedem gesprochen zu haben, der sich im Zeitraum der vier Wochen Feldforschung auf der Hallig befand und zu einem Gespräch bereit war – ich kam auf neun Interviewpartner. Die ursprüngliche Forderung an das Sample war das Alter, um die Sturmflut von 1962 miterlebt haben zu können, möglicherweise auch noch eine Erinnerung daran zu haben, und der eigene Ursprung von der Hallig – der Anspruch, gebürtig von zumindest einer der Halligen zu sein. Die Informanten sollten die Katastrophe und ihre Erinnerung daran schildern, weiters auch ihren Umgang damit im Nachhinein, um der Frage nach der Verarbeitung nachzugehen und die eigene Sinnbesetzung zu erheben. Zusätzlich dazu wurden Fragen nach der Angst in Verbindung mit Sturmfluten und deren persönlicher Besetzung gestellt, ebenso wie auch spezifischere Themen angesprochen wurden, z.B. ob sie mit der Volksgruppe der Friesen etwas anzufangen wüssten und sich ihr zugehörig fühlten, ob diese Identität eine Bedeutung für sie habe oder welchen Einfluss der Klimawandel auf ihr Leben habe und ob das Steigen des Meeresspiegels eine Bedrohung darstelle. Wie sich herausstellte, konnten nur einige wenige der sich zu Gesprächen bereit Erklärenden diese Kriterien des Mindestalters und der Herkunft erfüllen.

Zu einer zentralen Forderung an qualitative Interviewerhebungen und derart angelegte Forschungsdesigns wäre in diesem Fall einiges anzumerken. Sie lautet folgendermaßen:

„Die Stichprobenziehung, also die Auswahl der für die Untersuchung zu erhebenden Fälle, strebt bei qualitativer Forschung nicht nach verteilsgemäßer, sondern nach theoretischer Repräsentativität, das heißt hier soll die Stichprobe ein Abbild der theoretischen Kategorien darstellen“ (Küsters 2006, S. 48).

Es ist durchaus sinnvoll, sich vor dem Aufenthalt im Feld Gedanken über die Stichprobenziehung zu machen, um ein möglichst breites Spektrum an Perspektiven zu erfassen und die Qualitätssicherung zu gewährleisten. In unserem Fall hat sich aber in der Praxis gezeigt, was qualitativer Forschung so eigen ist: einerseits die Unsicherheit, der man im Feld ausgesetzt ist – hier als Problematik überhaupt der ersten Kontaktaufnahme und auch der Erfüllung der Basis-Kriterien (Geburts-

ort Halligen und Alter) – und die daraus folgende erste Orientierungslosigkeit, Frustration und Überforderung; andererseits aber auch die Möglichkeiten und Informationen, die sich aus derart überraschenden Wendungen ergeben und zu unvorhergesehenen Einsichten führen können. Das theoretisch vorbereitete Forschungsdesign musste der Praxis erst angepasst werden, indem im direkten Kontakt mit jenen, die untersucht werden sollten, zuvor nicht berechenbare „menschliche“ Variablen zum Tragen kamen.

„In dieser Hinsicht ist die Phase der Kontaktaufnahme, die dem Forscher als besonders problematisch erscheint, von außerordentlichem Datenreichtum. Es ist gerade die Problematik und die Angstbesetztheit dieser Situation, die den Forscher der Datenfülle gegenüber blind macht“ (Lindner 1981, S. 61).

Neben Lindner, der ebenso das Potenzial dieser Situation erkennt, betont Heinz Bude, ein deutscher Soziologe und Verfechter der „Kunst der Interpretation“, dass die unterschiedlichen Sichtweisen eines qualitativen Forschungsunternehmens nicht nur für sich stehen, sondern bis zu einem gewissen Ausmaß auch verallgemeinerbar sein sollen. „Wissenschaft beschäftigt sich nicht nur mit der bloßen Einzigartigkeit von Individuen und Ereignissen, sondern mit dem, was an ihnen gleichzeitig allgemein und besonders ist“ (Bude 2015, S. 577). Die Abweichung in der Feldforschung von dem zuvor erstellten Protokoll könnte demnach nicht nur Ausdruck der „beängstigenden“ Freiheit sein, die in einer wirklich offenen Untersuchungsmethodik hervortritt. Es handelt sich wahrscheinlich auch um ein Phänomen, das etwas über das Forschungsobjekt an sich aussagt, das also nicht nur einen veränderten Rahmen des Materials, sondern einen *Teil* des Materials darstellt und nicht nur die Einzigartigkeit, sondern auch die Verallgemeinerbarkeit in der Einzigartigkeit der kleinen Bevölkerungsgruppe beleuchtet. Auch in der Literaturwissenschaft finden sich prominente Stimmen zu dieser Sichtweise. So schreibt Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen“, dass der Dichter (oder Forscher) „im Besonderen das Allgemeine schaut“ (Goethe 1994, S. 471). Die Wortwahl ist interessant, denn Schauen ist kein reflektiertes Interpretieren oder eine wissenschaftlich nüchterne Analyse, sondern eher ein erstes Wahrnehmen, naives Ahnen. Das wird im Folgenden noch deutlicher: „Wer nun diese Bereiche lebendig fasst, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät“ (ebd., S. 471). Die Distanz zum Forschungsobjekt, die durchdachten und exakten Gedanken, die in der Wissenschaft gefordert sind, werden hier kaum erfüllt. Doch es gibt auch eine andere Möglichkeit der Herangehensweise, nämlich die subjektiven Empfindungen, die traditionelle Hermeneutik nicht als vollkommen unwissenschaftlich aus dem Forschungsprozess auszuschließen,

„denn Wissenschaft beruht auch darauf, dass man oftmals zunächst nur vage Vorstellungen hat von dem, was man untersucht, und intuitiv spürt, dass man möglicherweise etwas Bedeutendem auf der Spur ist, indem es uns berührt“ (Rieken 2010, S. 15).

Die Forderung nach naturwissenschaftlicher Objektivität und die Betonung des Fortschritts, dass „die qualitative Forschung aus der Kunst stärker eine regelgeleitete Methodologie entwickelt hat“ (Moser 2001, S. 16), haben methodische Zwänge zur Folge, die trotzdem dem naturwissenschaftlichen Ideal nicht gerecht werden. (Als Beispiel anzuführen wären die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring 2008 oder die sequentielle Analyse in der Objektiven Hermeneutik nach Wernet 2009.) Eine Offenheit des Zuganges und einhergehende Potential-Möglichkeit werden damit unterbunden, und trotzdem kann man der Perspektivität nicht entkommen. Es soll aber weder die eine noch die andere Herangehensweise als die einzig wahre angepriesen werden, da es zwar beispielsweise am Beginn der wissenschaftlichen Untersuchung sinnvoll sein kann, einem intuitiven Gefühl nachzugehen, im Laufe der Analyse aber mit Sicherheit auch quantitative Daten relevant werden und nicht ausgeschlossen werden sollen. Es erfordert jedoch viel mehr Bemühungen, ein subjektives Empfinden als möglichen Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Arbeit zu legitimieren und dieses „Zustandekommen“ nicht prinzipiell abzuwerten, weil es keiner Methodik entspricht. Der Germanist Emil Staiger drückt es so aus: „Wir lesen Verse; sie sprechen uns an. Der Wortlaut mag uns fasslich scheinen. Verstanden haben wir ihn noch nicht. Wir wissen noch kaum, was eigentlich dasteht und wie das Ganze zusammenhängt. Aber die Verse sprechen uns an“ (Staiger 1963, S. 12). In diesem Sinne ersetzt die vorausgehende Ahnung, das Berührt-Sein, ja nicht die spätere Bemühung um ein (wissenschaftliches) Verstehen und Analysieren, sie ist aber Teil des Prozesses und möglicherweise der Grund, warum wir uns überhaupt eingehender mit einer Thematik beschäftigen wollen. Im Forschungsprozess, beim Analysieren des Materials, kann dann der Frage nachgegangen werden, ob es sich nur um ein „Spezifikum des Interpretieren handelt, oder ob es auf ein Allgemeines verweist, wobei Letzteres dann die eigentliche wissenschaftliche Arbeit darstellt“ (Rieken 2010, S. 17). Aus einer bloßen Ablehnung dieses Zuganges und der Berufung auf ein an den Naturwissenschaften orientiertes Ideal der Wissenschaft ergibt sich aber keine Auflösung der Subjektivität und „Ahnungen“ (worunter natürlich auch z.B. Ängste fallen können), im Gegenteil: „Es liegt nahe, daß seine [des Forschers, A.J.] Ängste in die Untersuchungsergebnisse Eingang finden, in Form von Verzerrungen, Vorurteilen, ‚Dramatisierungen‘, ‚Projizierungen‘ und Selbstrechtfertigungen“ (Lindner 1981, S. 60).

Mit dieser abschließenden Bemerkung zur Unmöglichkeit der Ausklammerung von Subjektivität schlagen wir die Brücke zu den Bereichen der Tiefenpsychologie und der Psychoanalyse, in denen die Art der wissenschaftlichen Forschung, wie sie versucht wurde, in den vorangegangenen Absätzen darzustellen, ihre Entsprechung findet. In der Ethnopschoanalyse beispielsweise sind neben dem Forschungsobjekt auch die Empfindungen des Forschers von Interesse und Wichtigkeit, da sie den Forschungsprozess beeinflussen, und sie werden als Gegenübertragung bezeichnet. Dieses gängige Prinzip aus der Psychoanalyse ist ein wichtiges Instrument der therapeutischen Arbeit und stellt einen Indikator für die Art des Prozes-

ses und der Beziehung der beiden interagierenden Partner dar. Meist handelt es sich dabei anfangs um kaum spürbare Tendenzen, die erst nach und nach deutlicher und in einem Reflexionsprozess zugänglich werden. Erst durch das Erahnen gewisser Zusammenhänge kann im Verlauf nach und nach mehr Klarheit erreicht werden. Die Ähnlichkeit zum ersten Ahnen im Forschungsprozess oder zum „Angesprochen-Werden“ von Versen im Aufsatz Staigers ist deutlich; in allen drei Fällen geht es um Kommunikation und Texte, deren Sinn erst erschlossen werden muss und denen trotzdem ein anfängliches Gefühl innewohnt.

Damit kommen wir kurz zur Interviewsituation und deren Auswertung. Der Anspruch an qualitative Interviews, sich „weitestgehend an Alltagssituationen anzulehnen“ (Lamnek 1995, S. 102), stellt zwar eine valide Möglichkeit dar, das Leben der Befragten in seiner gewöhnlichen Routine und üblichen Form zu erfassen, doch letztlich handelt es sich dabei um eine keineswegs alltägliche Situation, sondern um eine ungewöhnliche Art der Kommunikation. Der Gesprächspartner stellt eine Forderung an das Gespräch, kommt mit einem Anliegen an, das zum Teil auch sehr persönliche Erfahrungen und Gedanken inkludiert und ist obendrein fremd, keine vertraute Person, mit der ein derartiges Gespräch vielleicht natürlicher zu führen wäre. Als wäre dies nicht genug, soll das Gespräch zusätzlich noch aufgezeichnet und von einem Diktier- oder Aufnahmegerät gespeichert werden. Um dem daraus entstehenden Druck und der künstlich initiierten Situation, die sich keineswegs analog verhält zu einem alltäglichen Gespräch, entgegenzuwirken, ist es möglicherweise von Vorteil, als Ort des Interviews das private Umfeld zu wählen respektive den Interviewpartner zu Hause zu besuchen oder ihn den gewünschten Ort aussuchen zu lassen.

Der Interviewleitfaden bestand lediglich aus einigen Eckpunkten, auf die in Bezug zur Sturmflut von 1962 im Laufe des Interviews mehr oder weniger detailliert eingegangen werden konnte und kam vermehrt, in ausformulierter Form, nur dann zum Einsatz, wenn Schwierigkeiten mit dem freien Erinnern und Beschreiben der „Leitlinie Sturmflut“ bestanden und das Interview eher als Frage-Antwort Ereignis begriffen wurde. In einer späteren Datenanalyse kann dies bereits einerseits als Hinweis auf persönliche Strukturen, andererseits auf – in Zusammenhang mit dem vorab bekannt gegebenen Thema der Sturmflut – mögliche Vulnerabilitäts- und Resilienzfaktoren gelten.

Um ein starres oder vorgefertigtes Gesprächsschema zu vermeiden, wurde von einer immer gleich formulierten Eingangsfrage abgesehen und mehr auf die individuelle Situation eingegangen – auch um die Form des Alltäglichen, des spontanen Gesprächs zu wahren oder zumindest in diese Richtung, so gut es geht, zu verstärken. Auch im restlichen Interview wurde von einem Gesprächskorsett abgesehen. Denn die feste Einteilung eines Interviews in Themenkomplexe oder Fragepunkte, die als zugrundeliegende Struktur im laufenden Gespräch angewendet werden, birgt die Gefahr in sich, dass nicht eigentlich der Interviewpartner im